



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unser Artikel über Gortschakoff und die fremde Presse.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

That getrieben. Ein schwarzer Umhang ist von der Schulter der Kindesmörderin herabgeglitten. Ihre schönen Züge, welche natürlich wieder die interessante, gelbgrüne Leichenblässe zeigen, welche Gabriel Max und Makart gemeinsam ist, sind durch die Reue über ihre That, durch Verzweiflung, durch Furcht oder ähnliche Gefühle nicht entstellt. Die Augen sprechen nur wenig mit, da sie von den gesenkten Augenlidern halb geschlossen sind. Während sich der Hinter- und Mittelgrund des Bildes in dämmerhaftes Dunkel verliert, ergießt sich über das Mädchen und das gemordete, mit grauenerregender Naturwahrheit gemalte Kind ein greller Schein. Man weiß zwar nicht, von wannen er kommt; aber er ist da und verfehlt seine gespenstische Wirkung nicht.

Man erzählt, der Künstler habe mit dem Studium von Kinderkadavern kein Ende finden können! Nicht weniger als fünf Kinderleichen soll er als Modelle gebraucht haben, bis er seinen Zweck erreicht, und daraus erklärt sich wohl auch, daß das so zu Stande gekommene Kind schon eine ganz respectable Größe hat.

Auf diesem Wege ist die Kunst glücklich dahin gerathen, ihre Vorbilder in der Morgue zu suchen, und darum konnte es uns nicht weiter verwundern, daß ein Berliner Maler durch die „Kindesmörderin“ auf den Gedanken gebracht wurde, einen Mann zu malen, der, scheinend in die Morgue geschafft, plötzlich inmitten der auf den Tischen aufgelegten Leichname wieder zum Leben erwacht und mit entsetzensvollen Blicken auf seine grauenhafte Umgebung starrt.

Zimmerhin treten aber solche künstlerische Erscheinungen wie Gabriel Max, wie Hans Makart und Arnold Böcklin noch so sporadisch auf, daß von einer epidemischen Krankheit, welche das Heiligthum der deutschen Kunst zu verwüsten droht, noch nicht die Rede sein kann. Solche krankhafte Auswüchse hat es am gesunden Stamm der Kunst immer gegeben, ohne daß dieser in seinem Wachsthum gefährdet worden wäre. Aber selten ist die Stimmung der Zeit derartigen Verirrungen so günstig gewesen, so sehr entgegengekommen, als in unserer zerrißenen, unklaren, in immerwährender Gährung begriffenen Epoche des Ueberganges.

Berlin.

Adolf Rosenberg.

Unser Artikel über Gortschakoff und die fremde Presse.

Der Aufsatz d. Bl. über die Gortschakoff'sche Politik hat auch im Auslande Aufmerksamkeit erregt und allerlei Besprechungen veranlaßt, die mehr oder minder Beachtung verdienen. Im Folgenden greifen wir einige von diesen

Beurtheilungen heraus, um sie entweder ganz oder nach ihrem Hauptinhalte mitzutheilen, wobei wir uns ausführlicher Kommentare enthalten und nur hie und da eine Glosse einschalten, mit welcher der Verfasser jenes Aufsatzes einverstanden sein dürfte. In etwas komischem Lichte wird dabei die Allwissenheit erscheinen, welche die Presse in Bezug auf die Person desselben entwickelt, und noch wunderlicher wird Manchem die Verschiedenheit der Ergebnisse vorkommen, zu der diese Allwissenheit gelangt ist.

Die Wiener „Presse“ nennt den Artikel einen „offenbar wohlunterrichteten“ und findet es „bezeichnend für die Stellung des Fürsten Bismarck zu der Vermittlungs-Mission Schuwaloff's, daß der Kanzler eben wieder eine kleine publizistische Fehde gegen dessen Vorgesetzten und Nebenbuhler eröffnet hat“. Das Hauptgewicht des Artikels aber liegt, wie das Blatt findet, in der Andeutung, daß Gortschakoff noch immer ein Zusammengehen mit Frankreich im Auge zu haben scheine, das schließlich nur gegen Deutschland gemünzt sein könne. „Das hier nach Petersburg gerichtete Avis ist gerade des Zeitpunkts wegen bemerkenswerth“, meint die Redaktion der „Presse“, die übrigens (wir verweisen auf Nr. 3 d. Bl., S. 120) im Irrthum ist, wenn sie Moritz Busch als Redakteur der „Grenzboten“ bezeichnet.

Die großen englischen Zeitungen, die unsern Aufsatz ebenfalls einer Betrachtung würdigen, scheinen namentlich denjenigen Ausführungen desselben Bedeutung beizulegen, welche das Kapitel der Dankbarkeit, die Deutschland der russischen Politik schulden soll, behandeln und zu dem Schlusse gelangten, daß diese Schuld nicht groß gewesen und 1870 abgetragen worden sei. So die „Ball Mall Gazette“ und der „Daily Telegraph“, das verbreitetste und nächst den „Times“ einflußreichste Blatt England's. Der Berliner Korrespondent des letzteren schreibt: „Die heftigen Angriffe der russischen Presse auf Deutschland sind von den Berliner Zeitungen beinahe unbeachtet gelassen worden. Es war etwas ganz Unerklärliches in ihrer gänzlichen Gleichgiltigkeit gegen die moskowitzische Verleumdung des Fürsten Bismarck und seiner Politik. In der That, viele Leute begannen den Verdacht zu hegen, daß der Ton der russischen Journale nur ein Deckmantel für das innige Einverständnis sei, welches, wie man annahm, zwischen den Kabinetten von St. Petersburg und Berlin herrschte. Das letzte Heft der ‚Grenzboten‘ — einer Wochenschrift, die ihre Inspirationen direkt aus der höchsten Quelle empfängt (woher weiß das der Berichterstatter, daß er so bestimmt spricht?), läßt allen Zweifel in Betreff des Gegenstandes schwinden . . . Der ganze Stil des Artikels, der kein geringes Aufsehen in politischen Kreisen gemacht hat, verräth seinen Ursprung.“

In einem ausführlichen Artikel bespricht dann Kingston in demselben Blatte unsern Aufsatz, um daraus den (wohl etwas raschen) Schluß zu ziehen, „wenn

Zeitschriften von hoher Stellung, die in dem Ruße stehen, sich des Vortheils zu erfreuen, daß die höchste politische Persönlichkeit Deutschland's sie von Zeit zu Zeit als Mundstücke benutze, mit Rußland über Soll und Haben abzurechnen beginnen", so „dürfen England, Frankreich und Oesterreich wohl zuversichtlich hoffen, daß Deutschland sie fest und entschieden in ihrem Entschlusse unterstützen wird, die Erfüllung des Berliner Traktates nach seinem Wortlaute herbeizuführen, und daß Rußland, wenn es ein Abweichen von seinen feierlichen Verpflichtungen gegen Europa im Auge haben sollte, mit seinen Bemühungen, die orientalische Frage wieder auf's Tapet zu bringen, gänzlich isolirt und ohne Freund und Fürsprecher sein würde.“

In Frankreich fragt der „Temps“, nachdem er bemerkt, die russische Presse beschäftige sich viel mit dem Auslande, weil sie innere Fragen nicht erschöpfend behandeln dürfe: „Wenn der ‚Golos‘ lange Zeit hindurch der Vertreter jener freisinnigen öffentlichen Meinung in Rußland war, die so gern ihr Augenmerk auf Deutschland richtete, woher kommt denn die jetzige Wandlung in seiner politischen Ansicht, die nämlich, daß der ‚Golos‘ seine frühere Theilnahme für Deutschland erkalten läßt und sich von diesem Lande wendet?“ Das französische Blatt findet die Erklärung darin, daß die Erhaltung der russischen Sympathieen dem Schwinden des früheren Prestiges Deutschland's parallel laufe. „Dieses Land,“ so meint der weise Franzmann, „welches sich unter der Leitung der rückwärts strebenden Politik des Fürsten Bismarck befindet, beginnt sein Ansehen in den Augen von Leuten einzubüßen, die für ihr Vaterland eine Entwicklung wünschen, welche sich im Geiste der Freiheit und des vernünftigen Fortschritts vollzieht.“

Recht bezeichnend ist der Leitartikel, den das „Journal des Débats“ vom 21. März unserer Darstellung der Gortschakoff'schen Politik zu widmen für gut befunden hat, und so wollen wir ihn unverkürzt folgen lassen.

„Ich will nicht wie eine Lampe verlöschen, die ausgeht, sondern wie ein untergehender Stern, hat vor drei Jahren zu Reichstadt in dem Augenblicke, wo die beiden Kaiser von Rußland und von Oesterreich sich begegneten, um sich über die erste Theilung der Türkei zu verständigen, der Fürst Gortschakoff gesagt. Lampe oder Stern — der deutsche Reichskanzler behauptet, daß er im Erlöschen ist, und so läßt er es durch Herrn Moriz Busch, seinen dienstbaren Geist (homme à lui) sein ‚Büschchen‘, wie er ihn während des Feldzuges von 1870 nannte, den wohlbekannten Verfasser eines ebenso pikanten als berühmten Buches, erklären. (Wir erlauben uns hier abermals die Frage, woher man das weiß, woher man das so bestimmt und sicher weiß, daß man es als selbstverständlich behauptet?) Der Artikel des Herrn Busch, der in einer Leipziger Wochenschrift, den ‚Grenzboten‘, erschienen ist, macht jetzt die Runde durch

Deutschland und wird als Entgegnung des Fürsten Bismarck auf die heftigen Angriffe betrachtet, deren Gegenstand der Letztere seit einiger Zeit beinahe in allen russischen Journalen gewesen ist. Von jener Reichsstädter Aeußerung, die er der Welt auf diese Weise zum ersten Mal enthüllt, geht der Vertraute des preussischen Ministers aus, um die Verdienste des Fürsten Alexander Michailowitsch als Staatsmann und Diplomat einer Würdigung zu unterziehen und dieselben sehr winzig (*bien mince*) zu finden. Er zeigt ein unermessliches Mißverhältniß zwischen seiner Eitelkeit und seinem Scharfblick, er tadelt, daß er sich mit immer schwächer werdenden Händen an die Macht anklammere, und bedauert (was beiläufig in unserm Artikel nicht entfernt geschehen ist und niemals geschehen könnte) den Kaiser Alexander, der in Folge einer an Schwäche grenzenden Gutmütigkeit zögere, sich von einem Diener zu trennen, dessen hohes Alter viel weniger zu bestreiten ist als je seine Geisteskraft (*valeur*). Dieser Hieb ist von äußerster Grobheit (*d'une rudesse extrême*), und es ist uns unmöglich, den deutschen Reichskanzler nicht zu beklagen, den ein tragisches Geschick so zu verurtheilen scheint, seine alten und großen Freundschaften alle eine nach der andern zu brechen. Nach dem Grafen Arnim, nach Herrn Delbrück, nach Herrn v. (M. de) Camphausen ist die Reihe jetzt an den liebsten, an den ältesten Genossen, an den illustren Freund von Frankfurt gekommen. Tu quoque, Pylades! (Recht schöne Wehmuth, aber weniger begründet als schön.)

Und doch würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man nicht anerkennen wollte, daß in diesem Streite voll Aufregung und Bissigkeit (*déchiements*) das Recht und die Vernunft auf der Seite des Fürsten Bismarck sind; denn nur deshalb, weil der deutsche Reichskanzler sich nicht zur Abänderung des Berliner Vertrages hat hergeben wollen, nur weil er nicht bereit gewesen ist, die Phantasieen von San Stefano zu Ehren bringen zu helfen, ist er in der letzten Zeit der Gegenstand moskowitischer Anfeindungen geworden. Nun aber scheint es uns ebenso naturgemäß als dem Rechte entsprechend zu sein, daß Herr v. Bismarck, selbst abgesehen von den Interessen Deutschland's, an der genauen Ausführung der durch einen europäischen Areopag feierlich festgestellten Klauseln festhält — einen Areopag, bei dem er persönlich den Vorsitz führte. Was auch die Journale von St. Petersburg sagen mögen, der deutsche Reichskanzler hat während dieses Krieges im Orient in sehr loyaler und generöser Weise die Schuld der Erkenntlichkeit abgetragen, die er während des unheilvollen Jahres 1870 übernommen. Daß diese Erkenntlichkeit ihm leicht und vortheilhaft, am Schluß der Rechnung sogar vortheilhafter für Deutschland als für Rußland geworden ist, daraus kann man ihm billigerweise keinen Vorwurf machen. Ein so großer und so wohlverstandener Genius wie der des Fürsten

Grenzboten II. 1879.

Gortschakoff hätte ein solches Ergebnis voraussehen müssen; unendlich viel tiefer stehende und weniger erfahrene Geister haben es schon zu Anfang der orientalischen Verwicklung vorausgesehen und vorausgesagt. (Wenn das nicht Ironie wäre, wofür wir es nehmen möchten, so würde es eine wenig gerechtfertigte und entweder byzantinische, oder auf eine *captatio benevolentiae* berechnete Bescheidenheit sein; denn die „unendlich viel tiefer stehenden“ Geister sind doch wohl die des „Journal des Debats“.) So viele Täuschungen sind gefallen, und so viele Helden sind dahingeschwunden, die Signatur bleibt, und es gilt, sie zu ehren.

So fahren wir denn trotz all des Geschreies der russischen Zeitungen fort, an die strikte Ausführung des Berliner Vertrages zu glauben, und wenn der „Nord“ (das bekannte belgische Blatt mit russischen Tendenzen) uns vorwirft, wir seien zu „optimistisch“ in dieser Angelegenheit, so antworten wir ihm, daß unser Optimismus sich auf die Haltung gründet, die wir diesen Optimus Maximus annehmen sehen, der sich den eisernen Kanzler nennt, und der immer seinen Willen zur Geltung zu bringen verstanden hat. Nach einiger Ueberlegung und mit Unterstützung des Grafen Schuwaloff, der sich nach St. Petersburg begeben hat, wird Fürst Gortschakoff endlich dahin gelangen, anzuerkennen, daß ein Vertrag eben ein Vertrag ist, und daß es bei dem erhabenen Worte des Kaisers Alexander in seinem Manifeste vom 13. Februar verbleiben muß. Er wird aufhören zu schmollen und wieder anfangen sich zu sammeln und fortan, gleichviel, ob Lampe oder Stern, von jenem reinen Lichte strahlen, welches jedem Staatsmann, der dieses Namens wahrhaft würdig ist, die Achtung vor dem Völkerrechte und dem Weltfrieden verleiht.“

Das scheint uns im Großen und Ganzen eine recht verständige und rechtfertigbare Auffassung der Dinge.

Auch in Rußland hat unser Artikel Erwiederungen hervorgerufen. Der „Golos“, auf den er sich hauptsächlich bezog, will nicht offiziös sein. Er behauptet, Deutschland's politische Presse stehe unter dem unbedingten Einflusse des Preßbureaus, und somit wolle es den Deutschen durchaus nicht einleuchten, daß es in Rußland gestattet sein könne, eine selbständige Meinung über ausländische Politik zu äußern. Das sei auch mit den „Grenzboten“ der Fall, deren „Redakteur“ Busch „bekanntermaßen“ (in der That? wirklich?) mit dem Fürsten Bismarck in Verbindung stehe. Bezüglich der Bemerkungen des „Temps“ erklärt der „Golos“, daß dieselben nur theilweise zuträfen. Allerdings könnten die scharfen Maßregeln der letzten Zeit keinen Anklang bei denen finden, welchen derartige Neuerungen im eigenen Vaterlande höchst unerwünscht wären; der wahre Grund der Erhaltung der russischen Presse liege aber in dem Erwachen eines vaterländischen Geistes in der ganzen russischen Gesell-

schaft und in der Ueberzeugung, daß die, welche sich für Freunde Rußland's ausgegeben hätten, in ihren Beziehungen zu Rußland sich von allzu eigenmächtigen Beweggründen leiten ließen. „Nun ist,“ so schließt der selbstverständlich wieder aus dem russischen Auswärtigen Amte kommende Artikel, „der Zeitpunkt da, wo wir auf eigenen Füßen stehen müssen, ohne weiter auf Bündnisse zu bauen, die sich im kritischen Augenblicke als nutzlos erweisen, während sie zur selben Zeit auf den natürlichen Gang unserer äußeren und inneren Politik störend einwirken.“

Die russische „St. Petersburger Zeitung“ hat von unseren Bemerkungen, die sie als „Auffassung der Politik des Fürsten Gortschakoff Seitens der deutschen Regierung“ anzusehen scheint, gleichfalls Notiz genommen. Auch sie bringt dieselben in Verbindung mit der Reise Schwaloff's. Sie meint dann, die russischen Zeitungen müßten sich bei Beurtheilung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland auf einen nationalen Standpunkt stellen (einverstanden) und nicht Kosmopoliten sein, wie man in Berlin gern möchte. (Das verlangt niemand, wohl aber darf man beanspruchen, daß der national-russische Standpunkt sich auf gleichem Niveau mit dem Völkerrechte und dem Weltfrieden, nicht aber über demselben befinde.) „Eine nationale Auffassung der gegenseitigen Interessen bedingt noch nichts Feindseliges, sondern führt nur näher zum Ziel und hebt jede Frage auf den richtigen Standpunkt.“ (Sehr wahr, mit der eben angeführten Einschränkung.) „In den letzten Jahren, die letzten Monate nicht ausgenommen, ist keine russische offizielle oder staatliche Erklärung erlassen worden, welche eine Feindseligkeit gegen Deutschland bedingt hätte.“ (Das haben wir nicht behauptet, und das würde bei der allbekannten Gesinnung des Kaisers Alexander auch gar nicht möglich gewesen sein, wohl aber haben wir auf die Angriffe gegen Deutschland von Seiten der nach unserer wohlbegründeten Meinung von der Kanzlei des Fürsten Gortschakoff inspirirten russischen Presse hingewiesen und daraus Schlüsse ziehen zu dürfen geglaubt.) Zum Schlusse hält die Zeitung die Fabel, daß Rußland im Mai 1875 Deutschland vom Kriege mit Frankreich zurückgehalten habe, aufrecht und knüpft daran die Verdächtigung, Fürst Bismarck und der „Kriegspartei“ sei es wünschenswerth, an der Spitze des russischen Auswärtigen Amtes statt des Fürsten Gortschakoff eine andere Persönlichkeit zu sehen — Behauptungen, in Betreff deren wir getrost den Lesern überlassen können zu beurtheilen, wer die Wahrheit gesprochen hat, Fürst Bismarck in seinen Aeußerungen gegen Blowitz oder der russische Journalist, der für Gortschakoff plädirte.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ endlich bringt — unbegreiflicher Weise in derselben Nummer vom 20. März, in der sie den eben analysirten Artikel ihrer russischen Kollegin wiedergibt — eine Berliner Korrespondenz, die mit

der Wiene, aus unterrichteten Kreisen zu kommen, unsern Aufsatz „einfach als Phantastiegebilde sensationellen Charakters“ bezeichnet. Der Verfasser des Aufsatzes ist auch hier Moritz Busch; er ist auch hier Redakteur der „Grenzboten“, die „ihren erlöschenden Ruhm wieder aufzufrischen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen, um das Unternehmen wieder in Gang zu bringen“; Herr Busch „gibt sich auf Grund seiner früheren dienstlichen Bekanntschaft mit dem Fürsten Bismarck auch jetzt noch das Air, als sei er in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht und als sei er von sachverständiger Seite inspirirt worden“; die Blätter, die den Artikel „Gortschakoff'sche Politik“ abgedruckt, sind auf eine „plumpe Aufforderung hineingefallen“, und dergleichen mehr.

Wir können dazu nur sagen: Zwar rührend schlecht unterrichtet, aber um so dreister und nebenbei recht ordinär. Aber wir wundern uns nicht. „Je unwissender, desto unverschämter“ — das pflegt ja die Regel zu sein, nach welcher die Betriebsamkeit mancher und leider zu vieler Skribenten arbeitet, die in Korrespondenzen machen und Enthüllungen verüben. Wir dürfen uns trösten; denn

„Thres Velleins lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten —
Ja reiten.“

Literatur.

Trutz-Nachtigal von Friedrich Spe. Herausgegeben von Gustav Balke.
(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von R. Goedeke und
J. Tittmann. 13. Bd.) Leipzig, Brockhaus, 1879.

Wenn sich einmal ein unternehmender Kopf finden wird, der uns von der vielgeschmähten deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts ein vorurtheilsfreies, frisch aus den Quellen geschöpftes Gesamtbild zeichnen wird, ohne zum so und so vielen Male den alten Kohl unserer Literaturgeschichte aufzuwärmen — einen geistvollen, leider in seiner Darstellung etwas ungenießbaren Versuch in dieser Richtung hat 1870 E. Lemcke im ersten (bisher einzigen) Bande seiner Geschichte der deutschen Dichtung gemacht — so wird er in den trefflichen Brockhaus'schen Neudrucken deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, einer der vier bekannten Brockhaus'schen Textsammlungen zur Geschichte der deutschen Dichtung, eine ganz unschätzbare Förderung finden. Auch der eben ausgegebene 13. Band der genannten Serie, der uns den merkwürdigsten Vertreter jener inbrünstigen geistlichen Erotik, die der Katholizismus des 17. Jahrhunderts in